

## Zur Entwicklungsgeschichte des „Guten Tons“.

ill man den Aussprüchen fremder Nationen und den Anschauungen der eigenen Stammesgenossen Glauben schenken, dann darf man das Wort »Höflichkeit« in einem Charakterbilde des deutschen Volkes nicht anwenden, oder doch nur in ganz bedingter Weise. Und trotzdem — oder müßte man vielleicht sagen deshalb? — hat wol keine Nation sich theoretisch lebhafter mit diesem Thema befaßt als eben die deutsche. (Die Bibliothek des germanischen Nationalmuseums ist im Besitz einer ganzen Reihe von Werken, die sich direkt oder indirekt mit der Frage befassen, was man zu thun habe, um »das Leben recht anzustellen« und — nach dem Ausdrucke des 18. Jahrhunderts — »zu einer guten Conduite zu gelangen«. Es liegt in diesen alten und neuen »Complimentierbüchern« ein gutes Stück deutscher Sittengeschichte aufbewahrt, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle die Vorschriften des schriftstellernden Hofmeisters gleichbedeutend sind mit den Gepflogenheiten der wirklichen Gesellschaft.)

Der lehrhafte Charakter dieser Werke tritt für den Kulturhistoriker völlig zurück hinter ihrer Bedeutung als Spiegelbilder ihrer Zeit. Gerade weil die Verfasser sich der eigenen Persönlichkeit nahezu völlig begeben und im Wesentlichen nur den Ehrgeiz kennen, die jeweiligen gesellschaftlichen Ansprüche der Zeit treu wieder zu geben, gerade deshalb vermag man in diesen Büchern den Grundzug und den Wandel der Zeiten besonders deutlich wahrzunehmen.

Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle durch eine Besprechung des gesamten einschlägigen Materials unserer Bibliothek die Entwicklungsgeschichte dieses Teils des deutschen Innenlebens geben; wir müssen uns darauf beschränken, an der Hand einzelner Werke die wichtigsten Stationen des seltsamen Weges zu kennzeichnen, den der deutsche »Gesellschaftsmensch« seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts zurückgelegt hat.

Mit dem Zusammenbruche des Rittertums und dem langsamen Keimen der sozialen Neugestaltungen schwand naturgemäß auch die höfische Galanterie dahin. Die drängende Kraft und das wachsende bürgerliche Selbstbewußtsein der neuen Zeit brauchte einen Sittenkodex, der seine Grundlagen im Volksleben selbst hatte. So entstanden die Volksbücher und die Satiren mit ihrem moralisierenden Grundton, so entstanden auch die »gut nützlich lernen« und die »Sittenspiegel«. Wir dürfen hier absehen von den zahlreichen Übersetzungen römischer und italienischer Schriftsteller, wie auch von den Werken, die ausgesprochener Mafsen für die Geistlichkeit bestimmt waren, der innerste Kern ist in ihnen derselbe, wie in den gleichzeitigen deutschen Anleitungen zur guten bürgerlichen Sitte; dem Menschen lehren, wie »er sich billich vor dem argen bewaren vnd das güt üben mag« <sup>1)</sup> ist ihre gemeinsame Tendenz. In einer Handschrift von 1501 (Bibl. Nr. 16,109. fol.) <sup>2)</sup> zeigt sich uns besonders klar die kräftige Eigenart und die lebensfrohe Moral der Zeit. Der Titel lautet:

1) Joh. de Capua: Directorium humanae vite: buch der weißheit der alten weisen. Ulm, Lienh. Holl, 1483. (Bib. Nr. 824. fol.) Vorwort S. 3.

2) wol eine gleichzeitige Abschrift des Druckes bei Hain, Repert. bibliogr. II. Nr. 10,005.

»Hye nach volgen gut nutzlich lere vnd erweysung in teusch beschriben auß den parabolon vnd beyspruchen Salomonis auch auß Kathone Tulio vnd auß den lereren vnd poeten gezogen darinn eyn junger mensch vnderricht wirt (wie) er sich in eberkeyt vnd guten seten gegen got vnd dem menschen halten sol.« Einleitend ergeht sich der Verfasser des Weiteren über die Bedeutung der Zunge für den Menschen, warnt vor einem Mißbrauch und stellt als Kardinaltugend die prudentia »die fursichtikeyt« hin, welche lehre, das Gute vom Bösen zu unterscheiden und das Gute zu thun, das Böse zu meiden (Bl. 6 b). Im Verfolg seiner Ausführungen spricht er von den christlichen Tugenden, von Freundschaft und Familie, ohne sich auf ein Detaillieren seiner knappen moralischen Gebote einzulassen. »Dü solt sy lieb haben« ruft er dem Haupte der Familie zu, und falls dieses Einwendungen machen sollte, weil ihm dies oder jenes wenig zusage, fügt er verweisend hinzu »es ist keynn geluck also güt, du woltest es war besser« (Bl. 26 a). Wir dürfen von dieser Zeit keine philosophierende Begründung erwarten, höchstens werden uns Belegstellen zu den angeführten Behauptungen aus den Kirchenvätern und anerkannten Schriftstellern der Alten vorgeführt. So enthält Albrecht von Eybes »Spiegel der sitten im latein genaüt Speculum morū« (verfaßt 1474, gedruckt zu Augsburg durch J. Rynnmann, 1511)<sup>3)</sup> eine Anzahl gelehrter Zitate, die von der humanistischen Bildung des geistlichen Verfassers ein beredtes Zeugnis ablegen. Und merkwürdig, so ernst auch in diesem Buche vor »dem weg der fröden dißer welt« gewarnt wird, durch alle Lehren und Vorschriften zieht derselbe Ton hindurch, der in der oben erwähnten Handschrift zu dem bezeichnenden Ausruf führt: »Mensch, vergreme Dich nit in trauren, laß die sorgen entschlyeffen, wann erberer trost vnd zeytliche freud des leibs ist eyn artzeney des gemutes das sich das hertze aufricht vnd nicht verschmyltz vnd außdorret in sorgen trauren vnd arbeyt, halt dich erlichenn in freuden daz ist nütz wann eyn trauriger geyst der dorrt auß das marck in den beyne« (Bl. 30 b). Es ist eben die Verquickung der Moralprinzipien der Kirche mit der gesunden Lebensfreude einer aufsteigenden Zeit, die sich in diesen Werken ausspricht. Man denkt noch nicht daran, genaue Vorschriften für die einzelnen Lebenslagen zu geben; das Äußerliche der Geselligkeit erscheint dem Verfasser nebensächlich, wie es der Geselligkeit selbst nebensächlich war. Trotz des humanistischen Betonens der Klugheit, war im letzten Grunde doch das »du sollst« des christlichen Pflichtbewußtseins der Leitstern im Handeln. Daher glaubte man genug gethan zu haben, wenn man die Pflichten des Menschen im allgemeinen charakterisierte und die Ausführung im Einzelnen den Zufälligkeiten des Lebens überliefs. Erst dann, als in den Stürmen der Reformation und den Leidenschaften der Bauernkriege der Begriff der Pflicht verschiedene Auslegungen fand und die rücksichtsvolle Sitte unter den Kämpfen der erregten Zeit dahinzuschwinden drohte, erst dann dachte man an eine genaue Fassung dessen, was Zucht und Sitte verlange: Erasmus von Rotterdam schrieb sein berühmtes Buch »De civilitate morum puerilium« (1530)<sup>4)</sup>. Er widmet sein Buch einem Fürstensohne (Henrico à Burgundia, Adolphi Principis Veriani filio), damit alle Knaben zum

3) Bibl. Nr. 1263. fol.

4) Späte Ausgabe von 1702 mit deutscher Übersetzung Bibl. Nr. 1360. 8.

Wetteifer mit den Kindern der Großen angefeuert werden. Dann spricht er von der Aufgabe des Erziehers, die eine vierfache sei; sie müsse Gottesfurcht erwecken, Liebe zu den freien Künsten im Schüler großziehen, für den späteren Lebensberuf tauglich machen und an höfliche Sitten (*civilitas morum*) gewöhnen. Die letztere Aufgabe habe er zu der seinen gemacht. Und nun ergeht er sich mit außerordentlicher Gründlichkeit über alle bezüglichen Fragen. Wie die Augen blicken müssen, wie der Mund sich zu geberden habe, wie die Arme und wie die Beine Zeugnis von der Gesittung des Menschen ablegen könnten, auf welche Weise man in der Kleidung, beim Essen und Trinken, im Verkehr und beim Spiel gute Sitten zeigen müsse, ja selbst wie man sich beim Schlafengehen und beim Aufstehen zu benehmen habe, schreibt er mit milder Bestimmtheit dem Knaben vor, und nicht nur dem Knaben. Selbst wenn die Stellen fehlten, die nur für Erwachsene bestimmt sind, so würde man doch aus dem steten Hinweis auf eine vornehme, sichere Ruhe, die er in das Benehmen gelegt wissen will, ersehen, daß er seine ganze Zeit im Auge hatte.

Wie oft auch, selbst noch in späteren Jahrhunderten das Sittenbuch des Erasmus aufgelegt oder zu neuen Werken verarbeitet wurde, es hat doch im Wesentlichen nur eine historische Bedeutung. Es lehrt uns die gute Sitte der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts kennen, konnte aber nicht verhindern, daß die flutenden Ereignisse der Zeit und die veränderten Verhältnisse im Staatsleben den eigenartigen, soliden Charakter bald völlig hinwegschwemmen.

Seit die Habsburger Spanier geworden, drang fremdländische Sitte und zeremonielles Formelwesen in die Höfe der deutschen Fürsten und sickerte von dort aus in die niederen Schichten des Adels und der Bürgerschaft; höfisches Benehmen wurde, wie schon die Bezeichnung »Höflichkeit« lehrt, die Forderung und demgemäß der Grundzug des geselligen Verkehrs. Und als dann gar die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs über Deutschland kamen, da verlor die Sitte der Väter den letzten Halt. Das feste Selbstbewußtsein des Bürgers war in den schweren Kriegsjahren gebrochen, er hatte es lernen müssen, sich demütig zu bücken und in gehorsamer Verbindlichkeit mit den großen Herren zu sprechen. Was Wunder, wenn sich in der endlich wiederkehrten Ruhe seine Sehnsucht nach der früheren behäbigeren Zeit nur zu dem Wunsche nach äußerem Glanze zu ermannen wußte. Zu keiner Zeit hat in Deutschland die Sucht nach Titeln und Würden in ähnlicher Weise um sich gegriffen, wie in jenen Jahren. Der Bürger glaubte sich zu erhöhen, wenn er um eine Anstellung in dem weitläufigen Beamtenstaat seines Fürsten bettelte, und wenn die leeren Kassen seines Kaisers ihm die Erlangung eines Adelsbriefes ermöglichten. Naturgemäß mußten sich jetzt auch die »Sitten« in »Komplimente« verwandeln. Im Jahre 1648 erschien bei dem Buchdrucker Petrus Lucius in Rinteln dem entsprechend ein Werkchen, das den Titel führt: »Höfliches vnd Vermehrtes Komplementier Büchlein / Oder Richtige Art vnd grundformliche Weise; Wie man mit hohen Fürstlichen: Sowohl auch Niedrigen vnd Gemeinen StandsPersonen / vnd sonst bey Gesellschaften / Jungfrawen vnd Frawen zierlich vnd höflich conversiren / reden vnd vmbgehen möge« (Bibl. Nr. 977. qu. 8.).

Eine geistlose Phrasenseligkeit durchzieht die sämtlichen acht Kapitel, die in Oberflächlichkeit und gezielter Breite die verschiedenen »Komplimente« bei Hof und in Gesellschaft vorführen. Der Familie wird mit keinem Worte

Erwähnung gethan. Dafs »zu Hofe nichts angenehmers ist/ als höfliches Komplementiren vnd Gespräch/ absonderlich wenn es mit lieblichen anmühtigen Geberden . . . zugehet« <sup>5)</sup> und dafs man in jeder Gesellschaft »kurtzfürmlich mit Bedacht fein nervose vnd artig sothane Komplement vorbringen« <sup>6)</sup> müsse, ist der dogmatische Kern der zahlreichen Anleitungen und Beispiele. Nur die Form, nicht der Inhalt des geselligen Verkehrs interessiert den Verfasser, daher fragt er nicht nach den Eigenschaften des Charakters, sondern nur nach den Worten und nach den Verneigungen bei der Unterhaltung. Das gesamte gesellschaftliche Leben scheint sich in »complimentierliches Konversieren« aufgelöst zu haben, das »mit sonderbahren anmühtigen Affecten vnd Bewegungen angespicket vnd gefüllet seyn muß« <sup>7)</sup>. Man erinnert sich nur dunkel, dafs »ein ehrliches aufrichtiges Komplement sol auß aufrichtigem Hertzen herühren« <sup>8)</sup>, aber man erstickt diesen Gedanken wieder in endlosen Phrasen. So wird — um ein Beispiel zu geben — dem Jüngling, der ein junges Mädchen von einem Hochzeitsmal nach Hause geleitet, empfohlen, sich folgendermassen an die Eltern zu wenden: »man entschuldiget sich/ vnd bittet dienstfreundlichst/ sie wollen es im besten vermercken/ dafs man die Ehren-Tugendsahme jhre hertzliebste Tochter in Ehren hat begleiten wollen auch sollen/ weil man mit deroselben/ bey gehaltenen hochzeitlichen Ehrentag in ehrlicher Kundschafft vnd Conversation gerathen/ hätte jhr Tugendsahmes Hertz/ sonderbahre bescheidene Minen vnd Qualiteten sattsamb gespühret/ welches ihm nicht vnbillich Anlaß vnd Vrsach gegeben dieselbe zu comitiren damit er/ gleichsamb wie der weise Mann Plato von den Philosophis redet/ bey welchen junge Leute nur sitzend geschickter vnd klüger würden/ auch auf gleicher weise von einer sothanan hochbegabten Tugendhafften Damen auch gute Mores vnd Tugend gleich inhibiren möchte; Lebete also der gänzlichen Zuversicht/ sie solches nicht verargen/ sondern vielmehr seine Ehrliebende Affection dabei verspüren werde/ etc. <sup>9)</sup>

Verrät dies Buch in seiner, man möchte sagen massiven Geziertheit, wie schwer sich trotz aller »Ausländerei« der Deutsche in verbindliche Formen hineinfand, und wie nahe für ihn Höflichkeit und Bedientenhaftigkeit aneinander grenzten, so zeigt die Wende des 17. Jahrhunderts, dafs jenes schwülstige Nachahmen fremder Etikette mit seiner wunderlichen Sprachmengerei nur ein Läuterungsfeuer für Deutschlands gesellige Sitte gewesen war. Es ist bezeichnend, dafs die bunten Scharen der Fremdwörter, die von Spanien, Frankreich und Italien aus die deutsche Umgangssprache überschwemmt, die Eigenart derselben wol für einige Zeit trüben, aber sie nicht zerstören konnten; sie hatten ihr vielmehr neue Bildungselemente zugesetzt und — wie die Gründung der zahlreichen Sprachgesellschaften beweist — den Ehrgeiz geweckt, mit der Geschmeidigkeit fremder Idiome zu wetteifern. Entsprach solchem Ehrgeiz auch einstweilen die Leistungsfähigkeit in keiner Weise, so hatte er doch das Gute, auf das Zuviel in der Gastlichkeit gegenüber dem Auslande — und zwar nicht allein in Bezug auf die Sprache — aufmerksam zu machen und maßvollere Formen der Höflichkeit vorzubereiten.

Talanders »Der getreue Hoffmeister adelicher und bürgerlicher Jugend«

5) S. 15.

6) S. 47.

7) S. 81.

8) S. 48.

9) S. 80.

(1703)<sup>10)</sup> enthält schon die Bemerkung »Es bestehet aber Höflichkeit nicht in unaufhörlichen Complimentiren und steten Referentzen: Sondern/dafs man iedweden so wol in der Anrede als Beantwortung seinen gebührenden Respect gebe« (S. 416). Freilich giebt auch Talander sehr viel auf Äußerlichkeiten, ja er geht so weit, den Informatoren zu empfehlen, ihren Zöglingen »kleine Complimente von etwan zwey bis drey Zeilen offters aufzusetzen/die sie bey vornehmen Leuten entweder zur Anrede / oder sonst zur Antwort auff geschehene Frage an sie können anbringen« (S. 30), aber er beschränkt sich nicht mehr auf die Kunst des Konversierens, er zieht den ganzen Kreis menschlicher Beziehungen in den Bereich seiner Belehrung. Es genügt der Zeit nicht mehr, den Ruhm der Höflichkeit zu besitzen, sie will auch zeigen, dafs sie jeder Lage gewachsen, dafs sie weltmännisch geworden ist. Darum müssen die Vorschriften eingehender sein, als sie es bisher waren. Von Erziehung und Selbsterziehung, von Reisen und Studien, ja selbst von der Kleidung wird eingehend gehandelt. In allen Dingen mufs man zeigen, »dafs man von guter Extraction sey«<sup>11)</sup> und dafs man »bey der honetten Welt den Ruhm eines klugen, höflichen und geschickten Menschens« verdiene. Über die Gründe, warum man nun gerade so und nicht anders handeln solle, macht sich Talander keine Gedanken. Man mufs es eben thun, will man sich »bey der honëtten Welt in guten Credit setzen«<sup>12)</sup>; deshalb vermag sein Hofmeister sich auch noch nicht über die umständlichen Phrasen, zumal in Beziehung zum weiblichen Geschlechte, hinwegzusetzen, wie nüchtern er auch über die Verhältnisse zwischen Mann und Weib denkt.

Der erste, der endgiltig mit allem Phrasenhaften bricht, und der zugleich als erster ein Grundprinzip für alle Höflichkeit aufstellt, ist Christian Thomasius. In seinem »Kurtzer Entwurff der Politischen Klugheit, sich selbst und andere in allen Menschlichen Gesellschaften wohl zu rathen, Und zu einer gescheidten Conduite zu gelangen...« (1720)<sup>13)</sup> führt er, wie schon der Titel zeigt, alle gesellschaftlichen Formen auf die Klugheit zurück. Mit selbstständiger Schärfe zerlegt er das Verkehrsleben der Menschen und stellt in knapper, klarer Form die Gebote einer nutzbringenden Lebensweisheit dar, stets die Begründung für jedes einzelne Gebot hinzufügend. Man darf sich nicht darüber wundern, wenn die rationalistische Fassung des Begriffes Klugheit Thomasius bisweilen zu Aussprüchen verführte, wie: »Sey gastfrey und milde. Es haben öfters Mörder und Räuber ihren bösen Vorsatz fallen lassen, wenn man zu rechter Zeit gegen sie freigebig gewesen« (S. 262), oder »man mufs sich noch weiser anstellen, als man ist, um dadurch wahre Ehrerbietung zu erlangen. Denn Weisheit ist allein der Ursprung der Hochachtung« (S. 152); ihm bleibt das Verdienst, nach dem innersten Grunde anscheinender Äußerlichkeiten geforscht und dadurch zur Vertiefung derselben beigetragen zu haben; und man mufs zugeben, dafs sein Prinzip der Klugheit ihn mit manchen tief eingewurzelten Fehlern der Gesellschaft aufräumen liefs, so wenn er sagt: ein kluger Mann wird »lieber sehen, dafs man ihm ins Gesicht widerspreche, als dafs man ihn ins Gesicht lobe. Trägt er das erste mit Gedult, so fället aller Hafs auf den unverschämten Widersprecher zurück; wenn er aber sein Lob mit Gedult anhöret und sich was darauf einbildet, wird sich die

10) Bibl. Nr. 43,129. 8.

11) S. 408.

12) S. 70.

13) Bibl. Nr. 9033. 8.

Compagnie mehr über seine Geduld als über den unverschämten Schmeichler ärgern« (S. 158), oder wenn er rät, von Abwesenden Gutes zu reden. Ein kluger Egoismus hat Thomasius geleitet, aber gerade deshalb fehlt seinem Systeme alle Wärme, alles ethische Leben. So selbständig er in manchen Dingen seiner Zeit gegenüberstand, er war doch ein Kind seiner Zeit, nüchtern und kalt, wo es nicht einen Prinzipienstreit galt.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts veränderte vieles. Es war, als ginge ein feuchter Frühlingswind über Europa hin. Eine wundersame Sentimentalität thaute die erstarrte Gedankenwelt auf und bereitete den Boden für ein neues Geistesleben. Auch die Fragen bezüglich der Gesellschaft und ihrer Erziehung erhielten durch Rousseau, durch Schiller und Pestalozzi eine neue, tiefere Bedeutung.

Eine praktische Verwertung der gewonnenen Grundsätze versuchte im Jahre 1788 der Freiherr Knigge. Sein Werk »Ueber den Umgang mit Menschen«<sup>14)</sup> behandelt in drei Teilen alle erdenklichen Verhältnisse des geselligen Lebens, nicht eben tiefgehend, aber überall verständig und anregend. Der folgende Abschnitt zeigt, was Knigges Zweck bei der Abfassung dieses Buches war: »Ob eine Handlung gut, schön, anständig sey, oder nicht, dafs (!) kann nur nach der Nützlichkeit der Handlung beurteilt werden, und nützlich ist nichts, was nicht edel ist. Es giebt keine Moral, als die uns lehrt, was wir uns und Andern schuldig sind, und keine praktische Weisheit, als die uns thun heifst, was gut ist. Gut seyn, heifst weise, heifst klug seyn; denn List und Ränke sind Thorheit. Ich habe nicht gelehrt, wie man gewisse Absichten, sondern wie man einzige Absichten erreichen soll, sich und andern das Leben süfs und leicht zu machen«<sup>15)</sup>. Es ist auffallend, dafs jenes »sich und andern« nicht gesperrt gedruckt ist, denn darin beruht das Neue seines Unternehmens, im direkten Gegensatz zu Thomasius' »Politischer Klugheit«, aber wenn wir das Werk selbst eingehender betrachten, so können wir uns darüber nicht eben wundern. Die höchst oberflächliche Gliederung des Stoffes und der völlige Mangel einer inneren Begründung seiner Ratschläge beweist, dafs Knigge keine philosophischen Neigungen besafs und dafs er in jenem Gedanken nur ein viel gebrauchtes Wort seiner Tage benutzt hat. Sein Buch enthält die Summe der Erfahrungen eines Mannes, der ein gutes Beobachtungsvermögen hatte, nichts weiter.

Aber schon bald folgte ein Werk, das ihn nach der philosophischen Seite zu ergänzen geeignet war, die »Anleitung zur Bildung für Gesellschaft und Umgang. Von K. L. M. Müller« (1812)<sup>16)</sup>. Der Verfasser ist von Schillerschem Geiste durchglüht und sucht auf intuitivem Wege zu der »Konstitution der guten Gesellschaft« zu gelangen, von der Schiller in seiner Abhandlung »über die ästhetische Erziehung des Menschen« spricht. Nachdem er versucht hat, die Geselligkeit als ein Naturgesetz zu begründen, verbreitet er sich über den Begriff der Gesellschaft und leitet aus demselben als höchsten Grundsatz für den geselligen Menschen die Formel ab: »Strebe nach Mittheilung Deines Wesens auf eine solche Weise, dafs die Gesellschaft, mit der Du in Verbindung trittst, den möglichst grössten Genufs ihrer eigenen Menschheit erhalte; oder:

14) Bibl. Nr. 44,093. 8.

15) Dritter Theil. S. 151, Anm.

16) Bibl. Nr. 57,394. 8.

In jeder Gesellschaft herrsche eine solche gegenseitige Mittheilung der Individuen, wodurch einem Jeden der möglichst grösste Genuß der Menschheit zu Theil werden kann«<sup>17)</sup>. Es ist dieser Grundsatz — dem Verfasser vielleicht unbewußt — direkt zurückzuführen auf das Kantische Moralebot »Handle so, daß sich dein Verhalten in Übereinstimmung mit dem Wohl der Menschheit verallgemeinern läßt.«

Demnach ist hier mit vollem Bewußtsein ein ethisches Prinzip in die Lehre von der Gesellschaft eingeführt und damit der »gute Ton« aus der Atmosphäre praktischer Äußerlichkeit in eine reinere Luft erhoben. K. L. M. Müller erläutert nunmehr in gut disponierten Ausführungen die Formen und die Verhältnisse der Gesellschaft in Beziehung auf jenen Kardinalsatz, ohne sich dabei auf reines Theoretisieren zu beschränken. Nur vergißt er bisweilen über dem Idealbild seiner Gesellschaft die wirkliche; so, wenn er dem Jüngling, der zweifelhaft wäre, wovon er in einer Gesellschaft, die er nicht genau kenne, sprechen solle, den Rat giebt: »rede von dem, was deinen Geist zum Allgemeinen, Ewigen, Nothwendigen erhebt, Dein Herz mit Gefühlen erfüllt, die Du gern jedem, der den schönen Namen Mensch trägt, mittheilen würdest« (S. 149). Dieser eine Satz beweist, daß erst aus der Verbindung von Kniggischer Erfahrung und Müllerscher Vertiefung der echte »gute Ton« hervorgehen kann.

Ob diese Verbindung vollzogen ist in der inhaltsreichen Zeit der letzten sieben Jahrzehnte, darüber kann an dieser Stelle nichts gemeldet werden, da die Bibliothek des germanischen Nationalmuseums die neueren Werke aus dem Gebiete der Umgangslehre nicht besitzt.

Nürnberg.

Th. Volbehr.

### Kölnisches Schnitzwerk des 14. Jahrhunderts.



Unter den Skulpturen des 14. Jahrhunderts, die das Museum besitzt, ist kaum eine reizvoller als die liebliche, der kölnischen Schule angehörende Madonna, von der wir umstehend eine gute Abbildung geben. Das Original, aus Eichenholz geschnitzt, hat eine Höhe von 45 cm. Es ist in der Farbe des Holzes geblieben und scheint nie mit Kreide überzogen und bemalt gewesen zu sein. Mindestens ist das Schnitzwerk so fein erfunden, daß es kaum denkbar ist, daß der Meister es nochmals mit Grund überzogen und nachmodelliert habe. Indessen sind uns ja Originalskulpturen des 14. Jahrhunderts, die nachweisbar unbemalt waren, nicht bekannt geworden. Die rechte Hand mit der Blume ist neu; sie ist weit weniger charakteristisch, als die das Kind haltende Linke. Im übrigen erinnert das Bildwerk an die schönen Elfenbeinschnitzwerke des 13. und 14. Jahrhunderts, die, von Frankreich (Troyes) ausgehend, in Italien und Deutschland nachgeahmt wurden. Aber es ist nur eben in Gesamtanordnung und Haltung, sowie in den Hauptlinien der Gewandfaltung und in der Darstellung des Kindes noch der Ursprung des Ideales sichtbar, das dem Meister vorgeschwebt. Die Durchbildung, insbesondere des einfachen edeln, aber etwas großen Köpfchens ist durchaus deutsch und spe-

17) S. 33.